Still, hers is a story of qualified progress. Golden emphasizes, for example, the importance of the efforts of the *Children's bureau* (founded in 1912) in advancing governmental programs in health care and social welfare. Even if the bureau did not escape the structural problems of its time, it did, for some time, alleviate some of the hardships of infants' lives and furthered confidence of Americans in modern hygiene and biomedical authority in the 1920s. For a short time in American history, the physical and psychological wellbeing of babies became an issue of public policy. Golden pungently points out that the push back of responsibility to families in the post-World War II period was much at the cost of the very young with consequences lasting until today.

The broad scope of the book necessarily comes with some limitations. For example, the chapter on infant psychology is largely based on secondary sources, many of them from practitioners in the field, resulting in some disciplinary bias. Arnold Gesell's work is thus partly read as a predecessor to cognitive psychology, not sufficiently historicizing his theories. In various instances, I would also have wished for more sustained discussions (e.g. on hygienic measures and consumer culture in the nursery). However, it is a huge merit of the book not only to have shown the richness of adopting the infant's perspective on a range of scientific and biomedical issues but also to have crafted a synthetic history of infancy in the USA in the first half of the twentieth century.

Felix E. Rietmann, Université de Fribourg (CH)

Kersting, Franz-Werner; Schmuhl, Hans-Walter: **Psychiatrie- und Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen im St. Johannes-Stift in Marsberg (1945–1980)**. Anstaltsalltag, individuelle Erinnerung, biographische Verarbeitung. Münster, Ardey-Verlag, 2018. 384 S. € 24.90. ISBN 978-3-87023-405-8

Prügel, Missbrauch und Demütigungen gehörten in vielen Kinderheimen der Bundesrepublik Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Alltag. Solche Gewaltpraktiken standen unter der Ägide der «Ordnungs- und Arbeitsgewöhnung», Widerstand seitens der Heimkinder wurde oftmals mit Gewalt gebrochen. Das Ziel bestand in einer erhöhten gesellschaftlichen «Brauchbarkeit der Zöglinge».¹ Bis weit in die 1970er Jahre haben Heimleiter und -erzieher in der BRD die autoritäre Anstaltserziehung praktiziert.² Insbesondere im Gefolge der Psychiatrie-Enquête (einem kritischen Bericht über die Lage der Psychiatrie in der BRD 1975) sind Reformprozesse eingeleitet und realisiert sowie Bestrebungen zur kritischen wissenschaftlichen Reflexion der historischen Heimerziehung unternommen worden.

- 1 Vgl. Kappeler, Manfred, «Die Erziehungspraxis in Heimen der Jugendhilfe in der Nachkriegszeit oder zum Verhältnis von struktureller und personaler Gewalt in der Heimerziehung», in: Johannes Richter/Matthias Nauwerth/Andreas Theurich (Hrsg.), *Repression durch Jugendhilfe. Wissenschaftliche Perspektiven auf ein Phänomen in Ost und West*, Schriftenreihe der Ev. Hochschule für Soziale Arbeit & Diakonie, Hamburg 20 (München 2014) 151–169.
- 2 Vgl. Kappeler, Manfred, «Einführung», in: Norbert Kartmann (Hrsg.), *Unrechtsschicksal der Heimkinder der 50er und 60er Jahre. Öffentliche Anhörung des Ausschusses für Arbeit, Familie und Gesundheit am 29. Oktober 2009*, Schriften des Hessischen Landtags 13 (Wiesbaden 2011) 25–27.

An die bisherige Aufarbeitung dieses Unrechts und seiner Folgen setzt die hier rezensierte Publikation an. Sie dokumentiert die Befunde eines Forschungsprojekts, das vom LWL-Institut für westfälische Regionalgeschichte im Auftrag des Landschaftsverbundes Westfalen-Lippe durchgeführt wurde. Letzterer hatte als Träger des *Fachkrankenhauses für Jugendpsychiatrie St. Johannes-Stift* im sauerländischen Marsberg von 1945 bis 1980 eine aktive Rolle am Schicksal der dort untergebrachten Kinder und Jugendlichen gespielt.

Im Mittelpunkt der Studie stehen die Erfahrungen und Folgen von Gewalt und Traumatisierung sowie die Frage, wie Gewalterlebnisse heute von ehemaligen Bewohnern und Bewohnerinnen des St. Johannes-Stift erinnert und in ihren Biografien verortet werden. Die beiden Historiker Franz-Werner Kersting und Hans-Walter Schmuhl folgen diesen Untersuchungsschwerpunkten anhand dreier Kapitel mit dem Ziel, die Perspektive der Betroffenen darzulegen. In einem ersten Kapitel analysieren sie den Anstaltsalltag, erläutern das Konzept «totaler Institutionen» (Erving Goffman) und skizzieren das Gewaltgefüge im St. Johannes-Stift. Besonders zentral sind dabei die Schilderungen der institutionsinternen Gewaltpraktiken. Die Analyse wird durch einen kurzen Bildteil ergänzt. Bereits im ersten Teil des Buches verdeutlichen die beiden Autoren, dass die veralteten Räumlichkeiten, die drangvolle Enge auf den Stationen, personelle Engpässe und die Konzentration einer schwierigen Klientel die Herausbildung einer Subkultur der Gewalt im St. Johannes-Stift förderten. Die getätigten Strafpraktiken reichten vom Entzug kleiner Vergünstigungen bis hin zu extrem gewalttätigen und erniedrigenden Strafprozeduren. Die Folge für die Betroffenen bestand in einem allumfassenden Gefühl der Machtlosigkeit, des Ausgeliefertseins und einer tiefen Verletzung des Selbstwertgefühls. Das zweite und dritte Kapitel des Buches beinhalten umfangreiche Auszüge aus dem Quellenkorpus, bestehend aus lebensgeschichtlichen Interviews, Patienten- und Verwaltungsakten. In den Interviewpassagen wird eindrücklich von Gewalterfahrungen im Anstaltsalltag berichtet. In den Akten dagegen ist von Gewalt kaum explizit die Rede, wie Kersting und Schmuhl konstatieren und kritisch hinterfragen.

In ihrer Studie legen die beiden Historiker eine funktionierende «Architektur» der Gewalt im St. Johannes-Stift dar. Gemäß der dem Buch zugrundeliegenden These schufen die prekären Rahmenbedingungen die Voraussetzung für die Herausbildung einer Subkultur der Gewalt: Während einzelne Schwestern und Pfleger auf Gewaltmittel zurückgriffen, um ihren Arbeitsalltag zu bewältigen, nahm das Kollegium die eingeschliffenen Gewaltpraktiken hin, und die Einrichtungsleitung sah geflissentlich darüber hinweg. Dabei resultierte seitens der Erziehenden ein breites Spektrum scheinbar strafwürdiger Verhaltensweisen, dem ein ebenso breites Spektrum von Strafen entsprach. Das dargelegte systemisch bedingte Gewaltgefüge kann als Paradigma für Gewaltstrukturen in damaligen Kinderheimen der BRD gelesen werden und unterstreicht so die Relevanz der Studie. Es wäre zu wünschen, dass die Untersuchung einen Anstoß zu weiteren Projekten gibt, welche die Wahrnehmung ehemaliger Heimkinder fokussieren und sie in den wissenschaftlichen Diskurs der historischen Heimerziehung miteinbeziehen.

Lena Künzle, Universität Zürich (CH)